

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 19 (1951-1952)
Heft: 1

Artikel: Boswell und Dr. Samuel Johnson
Autor: Güttinger, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758631>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BOSWELL UND DR. SAMUEL JOHNSON

Von Fritz Güttinger

I

Dr. Johnson in Deutschland

“*I have Johnsonised the land*” (das ganze Land habe ich verjohnsont), konnte Boswell im Vorwort zur zweiten Auflage seiner Johnson-Biographie frohlocken. Wie kommt es, daß Deutschland, englischem Geist damals so aufgeschlossen, nicht mitverjohnsont wurde?

Man kann nicht sagen, Boswells Lebensbeschreibung habe den schriftstellerischen Ruhm Johnsons verdunkelt; die romantische Wertverschiebung, deren Anfänge er befeindete, hätte seine Schriften ohnehin entwertet.

So ist es auch zu verstehen, daß Johnson in Deutschland nie in Schwang kam. Eckermann, von Goethe auf Johnsons «Rasselas» aufmerksam gemacht, lenkte sogleich ab und brachte das Gespräch auf Lord Byron, was bezeichnend ist für die Wendung, die im Zeitgeschmack eingetreten war. Die in Buchform zugänglichen Schriften Johnsons waren zwar auch in deutscher Uebersetzung zu haben, nicht nur der «Prinz von Abessinien», die «Reise nach den westlichen Inseln», die «Biographischen und kritischen Nachrichten von einigen englischen Dichtern», sondern schon die moralischen Wochenschriften, so *The Rambler* unter dem Titel «Der Schwärmer oder Herumstreifer». Lessing besprach ihn in der Berlinischen privilegierten Zeitung vom 13. Juni 1754; die Uebersetzung, fand er, sei «sehr glücklich ausgefallen». Im übrigen beschränkt sich seine Bekanntschaft mit Johnson offenbar auf dessen «Wörterbuch der englischen Sprache», das er bei seinen Vorarbeiten für ein deutsches Wörterbuch ständig benutzte. «Ihr arbeitsamen Deutschen», rief Herder 1767, «ein deutscher Johnson fehlt uns noch, der das für die deutsche Sprache wage, was jener für die seinige!» Adelung, der Lessing dabei zuvorkam, verarbeitete Johnsons Wörterbuch zu einem «Grammatisch-kritischen Wörterbuch der englischen Sprache». Es war Johnsons Wörterbuch, von dem Goethe ein Exemplar der sechsten Auflage seiner Schwiegertochter schenkte, wobei er als Widmung hineinschrieb:

«Dicke Bücher! vieles Wissen!
Ach! was werd ich lernen müssen!
Will es nicht in Kopf hinein,
Mag es doch im Buche sein!»

Im Namen Ottiliens von Goethe
Weimar Oktbr. 1824»

Herder hat sich des öfteren mit Johnson auseinandergesetzt, namentlich mit seiner Beurteilung der englischen Barocklyrik, für die sich seit Johnson die Bezeichnung *Metaphysical Poets* eingebürgert hat; er führt ihn als maßgebenden Kunstrichter an, ohne deswegen in Ehrfurcht zu ersterben. («Johnsons Witz besteht oft in dreisten, aber hohlen Drescherschlägen.»)

Man begegnet dem Namen in der deutschen Literatur jener Zeit nicht selten, aber sein Ruhm war nicht von Dauer. Verständnis für Johnson als Mann und Mensch hätte erst die Uebersetzung von Boswells Lebensbeschreibung wecken können, und die trat zu spät auf den Plan, um noch wirksam zu werden. Als das in England mit Spannung erwartete Buch 1791 erschien, hatte die Zeit sich endgültig gewendet; das literarische Naturburschentum hatte mit der klassizistischen Welt der Jahrhundertmitte aufgeräumt; der Volkston war aufgekommen; die Epoche, die in ihrem Hochglanz von Alexander Pope, in ihrem Verdämmern von Samuel Johnson verkörpert wurde, war jetzt ganz unten durch, war alte Schule geworden. Rousseau, von Johnson schnöde abgelehnt, hatte geschichtlich recht behalten. Sogar in dem zeitgenössischen Ansatz zu einer Verdeutschung von Boswells «Johnson» stößt man an entsprechender Stelle auf eine Fußnote, wonach die Uebersetzerin, «welche Rousseau viele der glücklichsten ihrer einsamen Stunden dankt», nur «mit unwilligem Widerstreben» Johnsons Urteil über Rousseau mitteilt. Das erklärt vieles. Der von Johnson ebenfalls grimmig befehdete Macpherson war mit seinen modischen Mystifikationen in Deutschland begeistert aufgenommen worden; Boswells Beschwörung einer verwichenen Zeit konnte sich kein Gehör mehr verschaffen. Was uns anbetraf, hatte sein *magnum opus* den Anschluß verpaßt.

Lichtenberg ließ es sich zwar gleich nach Erscheinen von der Bibliothek kommen, aber der in der Londoner Welt bewanderte Gelehrte war wohl der einzige, der Johnson nicht nur als Schriftsteller, sondern auch in seiner Charakterrolle als *Ursa Major* kannte («der schwer gelehrte Bär Dr. Johnson», wie er ihn einmal nennt). Er hatte schon die (vier Jahre zuvor erschienene) Johnson-Biographie von Sir John Hawkins gelesen und führt in seinen Heften

oft Aeußerungen von und über Johnson an. Daß Lichtenberg sich auf Boswells Buch stürzte, beweist nur, daß er noch der Johnson-Zeit angehörte: er hatte ebenso wenig übrig für die Herzensergießungen der empfindsamen Brüder. Johnson und Lichtenberg waren Geschmacksgenossen; aber es gab ihrer nicht mehr viele.

Boswells «Tagebuch einer Reise nach den Hebridischen Inseln mit Doctor Samuel Johnson» war zwar 1787 von Albrecht Wittenberg übersetzt worden, fand aber offenbar keinen Beifall. (Daß Prof. Pottle das Exemplar im Britischen Museum unaufgeschnitten fand, ist weniger bedenklich, als daß dasjenige im Besitz der Zentralbibliothek Zürich bis vor kurzem ebenfalls unaufgeschnittene Seiten aufwies.) In seinem Vorbericht kündigte der Uebersetzer an, auch die Johnson-Anekdoten von Hester Thrale (Mrs. Piozzi) verdeutschen zu wollen, was dann unterblieb. Nicht viel besser erging es Margarethe Liebeskind mit ihrer Boswell-Uebersetzung, von der 1797 in Königsberg unter dem Titel «Denkwürdigkeiten aus Samuel Johnsons Leben» ein Erster Teil herauskam, der eine gekürzte Fassung des ersten Bandes der zweiten Auflage darstellt und bis zum 15. März 1772 reicht. Danach hätte es vermutlich eine dreibändige Ausgabe werden sollen; die weiteren Teile sind aber nie erschienen. Der einzige Versuch, Boswells «Johnson» bei uns einzuführen, ist Bruchstück geblieben; eine das ganze Werk umfassende (wenn auch gekürzte) Verdeutschung hat es bisher nicht gegeben.

So kam es, daß Johnson bei uns in Vergessenheit geriet. Bedeutsam mutet ein Vorfall an, den Grillparzer 1830 in seinem Tagebuch vermerkt: «Ich las in Boswells Ausgabe von Shakespeare (ein Buch, das ich neu gekauft und niemand in der Hand gehabt hatte als ich) unter den gesammelten Vorreden die des Johnson, und zwar mit einem Vergnügen, einer von Schritt zu Schritt aufstauenden Billigung, wie man sie nur beim ersten Lesen eines geistreichen Werkes hat. Plötzlich sehe ich einen Druckfehler mit Bleistift verbessert. Das konnte nur ich getan haben. So hatte ich also den Aufsatz wirklich schon einmal gelesen und diesen Umstand, ja die letzte Erinnerung an all das Gute und Schöne, was darin vorkommt, so weit verloren, daß einzelne Züge mit einer Art Ueberraschung auf mich wirkten.»

Aus der Einleitung zu Boswells «Dr. Johnson», in gekürzter Fassung übertragen von Fritz Göttinger. Manesse-Bibliothek der Weltliteratur (in Vorbereitung).

II

Johnson und Boswell im Gespräch

19.—29. März 1776

Auf Dienstag, den 19. März, hatten wir unsere Fahrt angesetzt; wir trafen uns am Morgen in dem Kaffeehaus, vor welchem die Postkutsche hielt. Nach der Ankunft in Oxford begaben wir uns sogleich zum University College, mußten aber zu unserer Enttäuschung feststellen, daß Johnsons Freund, William Scott, verreist war. Wir stiegen im «Engel» ab und verbrachten den Abend miteinander in traulichem Gespräch. Unter anderem sagte Johnson:

«Wer seiner Veranlagung nach zu Melancholie neigt, muß sich abzulenken trachten; gegen den Trübsinn anzukämpfen, hat keinen Sinn.»

Boswell: «Kann man denn nicht dagegen andenken?»

Johnson: «Nein, dagegen anzudenken wäre heller Wahnsinn. Man sollte ständig eine Lampe im Schlafzimmer brennen lassen, und wenn man des Nachts von trüben Anwandlungen befallen wird, nimmt man ein Buch vor, um auf andere Gedanken zu kommen. Mit seinen eigenen Gemütszuständen fertigzuwerden, ist eine hohe Kunst, die sich aber durch Erfahrung und Angewöhnung einigermaßen erlernen läßt.»

Am nächsten Tag besuchten wir Dr. Wetherell, den Rektor des University College, mit dem Dr. Johnson besprach, wie die Erzeugnisse der Clarendon-Presse am vorteilhaftesten abzusetzen seien. Ich hatte oft Gelegenheit zu bemerken, daß es Johnson Spaß machte, mit seinen Kenntnissen ins handelnde Leben einzugreifen.

Hierauf begaben wir uns zum Pembroke College, um seinem alten Freund, Dr. Adams, unsere Aufwartung zu machen. Dr. Adams erwähnte, daß an einigen der Oxford Hochschulen den Studenten der Zutritt zum Aufenthaltsraum nicht mehr gestattet sei.

Johnson: «Da haben die Dozenten ganz recht; es kann unter ihnen kein wahres Gespräch aufkommen, keine richtige Auseinandersetzung, solange die jungen Leute dabei sind; in ihrer Gegenwart setzt keiner gerne seinen Ruf aufs Spiel.»

Boswell: «Läßt sich denn ein gutes Gespräch überhaupt nicht denken ohne Wettstreit, ohne das Bestreben, die Oberhand zu behalten?»

Johnson: «Ein angeregtes Gespräch jedenfalls nicht; denn dabei muß immer der eine oder der andere obsiegen. Das heißt nicht,

daß der Sieger stets im Recht ist; vielleicht setzt er sich für eine aussichtslose Sache ein, aber sein überlegenes Wissen wird unweigerlich zur Geltung kommen, und der andere wird herabgesetzt.»

Später suchten wir dann noch das Trinity College auf, wo Johnson mich mit Thomas Warton bekannt machte. Wir sprachen über Gibbons «Verfall und Untergang des Römischen Reichs», ein sprachlich schönes Werk, das aber seinen Gegenstand zum Vorwand nimmt, um auf abgefeimte Art der Gottlosigkeit zu frönen. Ich sagte, es sei nicht recht, uns solchermaßen zu überrumpeln, der Verfasser hätte vor den Blumengärten seiner Beredsamkeit Warnungstafeln aufstellen sollen: «Achtung! Fußangeln und Selbstschiüsse!»

Am nächsten Morgen, Donnerstag, den 21. März, setzten wir unsere Fahrt über Land mit einem Reisewagen fort. Es war ein köstlicher Tag, namentlich die Strecke durch den Blenheim-Park.

Das Mittagessen nahmen wir in einem ausgezeichneten Gasthof in Chapelhouse ein, wo Johnson sich darüber ausließ, wie gut England mit seinen Schenken und Gasthöfen dran sei:

«In einem Privathaus wird man sich nie im selben Maße wohl fühlen wie in einem trefflichen Wirtshaus. Mag auch eine Fülle von guten Dingen vorhanden sein und eine noch so große Prachtentfaltung, ein noch so eifriges Bestreben, für jedermanns Bequemlichkeit zu sorgen — es ist schlechterdings unmöglich. Ein gewisses Maß an Unbehagen und Besorgnis läßt sich dem Wesen der Sache nach nicht vermeiden. Der Hausherr ist besorgt, es den Gästen an nichts fehlen zu lassen; die Gäste sind besorgt, sich ihrerseits angenehm zu machen; es müßte einer schon ein ganz ruppiger Kerl sein, um im Hause eines andern ebenso frei über alles zu verfügen wie bei sich zu Hause. In einer Gaststätte dagegen ist man solcher Sorgen enthoben. Man ist dort bestimmt willkommen, und je mehr Betrieb und Ansprüche man macht, um so willkommener ist man. Hausangestellte werden einen nie mit derselben Eilfertigkeit bedienen wie ein Aufwärter, dem die Aussicht auf ein entsprechendes Trinkgeld Beine macht. Nein, der Mensch hat bisher noch nichts erdacht, was so viel Behagen schafft wie ein gutes Wirtshaus.»

Am Nachmittag, als wir in unserer Kalesche mit großer Geschwindigkeit dahinrollten, sagte er zu mir: «Das ist auch etwas vom Besten, was es im Leben gibt.»

In Stratford-upon-Avon machten wir Aufenthalt, um Tee und Kaffee zu trinken; ich freute mich, mit ihm an dieser klassischen Stätte zu verweilen.

Freitag, den 22. März, brachen wir früh von Henley auf, wo wir

übernachtet hatten, und kamen ungefähr um neun Uhr in Birmingham an. Nach dem Frühstück machten wir uns auf den Weg, um Edmund Hector, einen alten Schulkameraden Johnsons, zu besuchen. Das Küchenmensch, das öffnen kam, sagte, der Meister sei ausgegangen, er sei auf dem Land, sie wisse nicht, wann er zurückkomme. Auf die Art wurden wir abgefertigt, und Johnson bemerkte nachher zu mir, «Leuten, die ihn beruflich sprechen wollten, wäre wahrscheinlich auch kein besserer Empfang zuteil geworden.» Zu der Magd sagte er:

«Johnson ist mein Name; sag ihm, daß ich hier war. Kannst du den Namen behalten?»

Sie antwortete in aller Einfalt, mit stark mundartlicher Aussprache, sie verstehe ihn nicht.

Johnson: «Dumme Pute! Ich will es aufschreiben.»

Er unternahm aber noch einen letzten Versuch, sich verständlich zu machen, indem er ihr ins Ohr schrie: «Johnson!» Darauf schien sie den Namen zu erfassen.

Wir sprachen dann bei einem Quäker namens Lloyd vor. Er war ebenfalls nicht zu Hause, dafür trafen wir seine Frau, die uns höflich begrüßte und zum Abendessen einlud. Vorher machten wir einen Rundgang durch die Stadt, die im Wachsen begriffen ist. Unterwegs stießen wir auf Lloyd, und nach einer Weile gesellte sich auch Freund Hector zu uns, wie Lloyd ihn nannte. Vergnügt nahm ich wahr, mit welcher Freude Johnson und sein alter Schulkamerad sich begrüßten. Wir überließen die beiden sich selbst, während mir Lloyd einige Werkstätten zeigte. Zum Abendessen kamen wir alle bei Lloyd zusammen, wo man uns sehr gastfreundlich bewirtete. Die Lloyds hatten im selben Jahr geheiratet wie der König und hatten auch genau gleich viel Kinder. Johnson bemerkte:

«Der Ehestand ist im allgemeinen doch das Beste, und jeder ist um so schlimmer dran, je weniger er dazu taugt.»

Als ich ihm einst von einer Holländerin sprach, die ich höchstlich bewunderte und zu heiraten wünschte, nur daß ich etwas Angst hatte vor ihrer geistigen Ueberlegenheit, hatte Johnson gesagt:

«Sie brauchen keine Angst zu haben, heiraten Sie sie ruhig. Ehe noch ein Jahr herum ist, werden Sie sie längst nicht mehr so beängstigend klug und geistreich finden. — Ein Mann von Geist und Verstand sollte in seiner Frau eine gehörige Ansprache haben. Es ist kläglich, wenn das Gespräch sich bloß um Dinge drehen kann, wie zum Beispiel, ob das Hammelfleisch gesotten oder gebraten werden solle, und womöglich noch ein Streit darüber entsteht.»

Von den gelehrten Frauen hielt er sonst nicht viel, hatte er doch bei anderer Gelegenheit den Ausspruch getan:

«Eine Frau, die ein Kanzelrede hält, ist wie ein Hund, der auf den Hinterbeinen geht. Sie können es beide nicht besonders gut, aber man ist erstaunt, daß sie es überhaupt können.»

Als ich mißbilligte, daß mein Vater zum zweitenmal geheiratet habe, weil das eine Herabwürdigung seiner ersten Frau bedeute, meinte Johnson:

«Durchaus nicht. Im Gegenteil, hätte er nicht mehr geheiratet, so hätte man daraus schließen können, seine erste Frau habe ihm den Ehestand verleidet.»

Früher hatte er allerdings einmal behauptet:

«Eine zweite Ehe ist der Triumph der Hoffnung über die Erfahrung.»

Von Hector erfuhr ich dann allerlei über Johnson in seinen jungen Jahren, was zusammen mit Einzelheiten, die er selber mir nachmals mitteilte, zum Zustandekommen meines biographischen Werkes beigetragen hat.

Am Vormittag hatte mir Johnson gesagt:

«Bei Hector werden wir seine Schwester, Frau Careless, treffen, die Witwe eines Geistlichen. Sie war die erste Frau, in die ich mich je verliebte. Es verlor sich dann allmählich, aber wir werden einander stets ein freundliches Gefühl entgegenbringen.»

Die Ansicht, ein Mann könne sich nur einmal im Leben wirklich verlieben, fand er lachhaft, er erklärte sie für eine bloße romantische Verstiegenheit.

Als ich mit Hector von der Besichtigung einer Fabrikanlage zurückkehrte, fanden wir bei ihm zu Hause Dr. Johnson und seine erste Liebe geruhsam beim Tee sitzen. Johnson bedauerte Hector gegenüber den Zustand eines ehemaligen Mitschülers namens Charles Congreve, eines Geistlichen, über den er sich folgendermaßen äußerte:

«Er hatte es, glaube ich, in Irland ziemlich weit gebracht, wohnt jetzt aber in London, krank und gebrechlich, und getraut sich nicht mehr, irgendwohin auf Besuch zu gehen. Eine ältere Frau wohnt bei ihm, die er Base nennt; sie stößt ihn an, wenn sein Glas zu lange leer gestanden hat, und animiert ihn zum Trinken, was er sich gerne gefallen läßt; nicht als ob er sich je betränke, er ist nämlich sehr fromm, aber immer etwas beduselt. Eingestandenermaßen trinkt er täglich seine Flasche Portwein, vermutlich aber mehr. Er ist ganz ungesellig, und seine Unterhaltung höchst einsilbig; als ich ihn bei meinem letzten Besuch nach der Zeit fragte, rief dieses Zeichen meines Aufbruchs eine so freudige Erregung

hervor, daß er mit einem Satz aufsprang, um nach der Taschenuhr zu sehen.»

Als sich Johnson von Hector verabschiedete, setzte er hinzu: «Paß auf, daß es dir nicht geht wie Congreve, und laß es nicht zu, daß es mir so geht, falls du in der Nähe bist.»

Am Abend kamen wir wieder auf Frau Careless zu sprechen; seine Zuneigung schien von neuem erwacht zu sein. Er sagte nämlich:

«Wenn ich sie geheiratet hätte, wer weiß, vielleicht wär ich jetzt gar nicht schlecht dran.»

Boswell: «Glauben Sie nicht auch, daß es fünfzig Frauen gibt auf der Welt, von denen jede einen Mann in der Ehe ebenso glücklich machen kann wie irgendeine der andern?»

Johnson: «Gewiß, mein Freund, fünfzigtausend.»

Boswell: «Dann halten Sie es also nicht mit denen, die meinen, ein bestimmter Mann und eine bestimmte Frau seien füreinander geschaffen und könnten nicht glücklich werden, solange sie nicht die ihnen bestimmte Ergänzung gefunden haben?»

Johnson: «Aber nein. Ich glaube, die Ehen würden im allgemeinen ebenso glücklich, ja oft glücklicher, wenn sie allesamt vom Lordkanzler angeordnet würden, unter gebührender Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse, aber ohne daß die Beteiligten irgend etwas dazu zu sagen haben.»

Ich hätte gerne in Birmingham übernachtet, um noch mehr aus Freund Hector herauszuholen, aber Johnson zog es sehnlich nach seinem Heimatort. So brachen wir denn auf und legten diese Strecke im Dunkeln zurück. In Lichfield stiegen wir in den «Drei Kronen» ab, einem nicht sehr großen, aber altberühmten Gasthof, der unmittelbar neben Johnsons Geburtshaus steht. Dort nahmen wir das Abendessen ein und gerieten bald in übermüttige Stimmung.

Am nächsten Vormittag stellte er mich seiner Stieftochter Lucy Porter vor, die inzwischen eine alte Jungfer und etwas weltfremd geworden war. Während wir bei ihr beim Frühstück saßen, erhielt Johnson durch den Postboten einen Brief, der ihn in große Erregung zu versetzen schien. Als er ihn gelesen hatte, rief er aus:

«Etwas vom Furchtbarsten, was sich zu meiner Zeit ereignet hat!»

Der Ausdruck «zu meiner Zeit» wird nach allgemeinem Sprachgebrauch nur mit Bezug auf Ereignisse des öffentlichen Lebens verwendet; ich dachte deshalb an etwas wie einen Königsmord, einen Sprengstoffanschlag oder eine Feuersbrunst. Auf meine Frage, was denn geschehen sei, antwortete er:

«Thrale hat seinen einzigen Sohn verloren.»

Für die Eltern war dies zweifellos ein schwerer Schlag, und auch

ihren Freunden mußte es dementsprechend nahegehen, aber nach der Art, wie Johnson die Trauerbotschaft angekündigt hatte, schien mir das Unglück eher gering. «Offengestanden», sagte ich, «ich kann für die Not anderer nicht so viel Empfindung aufbringen wie manche Leute dies tun, oder wenigstens von sich behaupten; aber das weiß ich, daß ich alles tun würde, was in meiner Macht steht, um ihnen Erleichterung zu verschaffen.»

Johnson: «Es ist bloßes Getue, zu behaupten, man empfinde die Not anderer ebenso stark wie die Betreffenden selber. Gerade so gut könnte man behaupten, man verspüre den gleichen Schmerz wie ein Freund, dem ein Bein abgenommen wird. Nein, Sie haben durchaus richtig festgestellt, wie es sich mit der Teilnahme verhält. Ich wäre bis ans Ende der Welt gegangen, um diesen Jungen zu retten.»

Der Brief stammte von Thrales Schreiber und schloß: «Ich brauche nicht zu betonen, wie sehr es die Eltern nach Ihrer Anwesenheit verlangt.» Johnson wollte deshalb nach dem Besuch bei Taylor schleunigst heimwärts fahren.

Gegen Abend schrieb Johnson an Hester Thrale, um ihr sein Beileid auszudrücken. Ich bemerkte, sie werde eher darüber hinwegkommen als ihr Gatte, da sie so vielerlei Dinge betreibe.

Johnson: «Nein, Thrale wird es eher verwinden. Sie hat vielerlei Dinge, die sie betreiben *kann*, er aber hat vielerlei Dinge, die er betreiben *muß*.»

Dienstag, den 26. März, wurden wir von einem Gefährt abgeholt, wie es einem reich mit Pfründen gesegneten Geistlichen ansteht — Dr. Taylors geräumigem Vierspänner mit zwei munteren Kutschern, die uns nach Ashbourne brachten. Nachstehend folgen noch einige Bruchstücke aus der Unterhaltung mit meinem Freund während unserer Fahrt über Land.

Johnson: «Der Mann ist viel mehr aufs Heiraten angewiesen als die Frau, da er sich als Junggeselle nicht so leicht häusliche Bequemlichkeit verschaffen kann. Sie erinnern sich wohl, wie ich letzthin ein paar Damen sagte, ich hätte mich oft gewundert, warum junge Frauen überhaupt heiraten, wo sie sich doch ledig viel größerer Freiheit und Beachtung erfreuen, als wenn sie einmal unter der Haube sind.»

Wir sprachen dann von Geldheiraten, wobei ich vertrat, was man oft hören kann, daß es nämlich auf die Dauer vorteilhafter sei, sich eine Frau mit nur wenig Vermögen zu nehmen, weil eine reiche Frau entsprechend teuer zu stehen komme, während eine, die nichts in die Ehe mitbringe, auch nicht viel ausgebe.

Johnson: «Das stimmt nicht. Eine reiche Frau weiß mit dem

Geld umzugehen und gibt es deshalb behutsam aus; für eine Frau hingegen, die bei der Verheiratung zum erstenmal über Geld verfügt, hat die Kaufkraft den Reiz des Neuen, so daß sie sie mit Hingabe ausübt.»

Ueber Mitgiftjäger sagte er:

«Solange ein Mitgiftjäger einzig und allein die Mitgift im Auge hat, sieht er darin etwas sehr Bestechendes; erst wenn er das Vermögen samt der Frau ergattert hat, steigt der Verdacht in ihm auf, er habe sich vielleicht doch verrechnet. Fehlurteile beruhen meist darauf, daß wir eine Sache nur teilweise oder nur von der einen Seite sehen.»

Da wir am Donnerstag in St. Albans übernachteten, nahmen wir am nächsten Tag das Frühstück in Barnet ein. Auf der Heimfahrt erfüllte es mich mit einem Hochgefühl, daß es wieder London entgegenging, der Großstadt, die wir beide so sehr liebten, der hohen geistigen Anregung wegen, die sie bietet.

Johnson: «Wer Londons müde ist, ist lebensmüde; denn London bietet alles, was das Leben zu bieten hat.»

An der Seite eines solchen Gefährten auf der Landstraße dahinzustieben, war an sich schon ein Vergnügen, und ich sagte zu ihm: «Bei General Oglethorpe haben Sie einmal behauptet, der Mensch sei nie restlos glücklich, außer in betrunkenem Zustande. Wollen Sie nicht ergänzen: — oder wenn er in einem Wagen mit großer Geschwindigkeit dahinfährt?»

Johnson: «Nein, man fährt entweder geschwind von etwas weg, oder auf etwas zu.»

Bei der Buchhandlung Dilly in der Altstadt ließen wir halten, von wo sich Johnson in einer Droschke eilends nach Southwark zu Henry Thrale begab. Die zehntägige Landpartie war zu Ende.